



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Bilder aus dem westlichen Mitteldeutschland

Richter, Julius Wilhelm Otto

Leipzig [u.a.], 1883

Thüringische Residenzstädte. - Das Werrathal.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30013



Die Fürstengruft in Weimar.

Thüringische Residenzstädte. — Das Merrenthal.

Gotha und seine wissenschaftlichen Anstalten. — Weimar, die Dichterstadt an der Ilm. — Weimars Musenhof. — Goethes Berggarten in Weimar. — Goethe und Schiller in Weimar. — Das Schillerhaus in Weimar. — Wajungen und der Wajunger Krieg. — Schloß Landsberg. — Hildburghausen. — Schleusingen. — Suhl. — Die Feste Koburg.

Im vorigen Abschnitt haben wir erzählt, wie bei der Kapitulation von Wittenberg 1547 den depossedirten Ernestinern eine Reihe von Ämtern in Thüringen zugewiesen wurde. Aus diesen Ämtern sind die sächsischen Herzogtümer entstanden, die Thüringen zu einer Musterkarte deutscher Kleinstaaterei gemacht haben, an der man die Vorzüge wie die Schwächen dieser letzteren mit Nutzen studieren kann. Wo gibt es sonst so viele Staaten, Residenzen, Höfe auf so kleinem Raume zusammen? Ja die Ernestinischen Länder bilden heute noch immer eine wahre Musterkarte von Kleinstaaterei, obwohl schon einige, wie Hildburghausen und Eisenach, ihre Selbständigkeit verloren haben.

Die Klage über Deutschlands Zerrissenheit ist Jahrhunderte alt, aber in das volle Bewußtsein des Volkes getreten und zu einer leidenschaftlichen Sehnsucht geworden ist sie erst durch die Freiheitskriege, welche aufs beste bewiesen hatten, was deutsche Kraft durch Einigkeit vermag. Dennoch ließ man das durch die Not Geeinte nach dem Siege wieder auseinander fallen. Da wandte sich die freisinnige Jugend von den Regierungen ab, und der nationale Gedanke wurde das Kennzeichen, wurde das Evangelium des deutschen Liberalismus. Damals war es gefährlich, von Vorzügen der Kleinstaaterei zu sprechen, denn politische

Gedanken, die im ganzen Volke ihre Wurzel haben, erhalten zu viel Nahrung und dadurch die Wucht des Fanatismus. Jetzt ist das anders. Im geeinten Vaterlande will man sich kaum noch auf die frühere Sehnsucht besinnen, und da kann man denn getrost auch der Kleinstaaterei ihr Recht angebeihen lassen.

Wo ein Volk an der Lösung der großen politischen Fragen nicht einen ehrenvollen und belebenden Anteil nimmt oder nehmen kann, ist die Kleinstaaterei als ein Ausbau und eine Ausschmückung des Innern zu betrachten, die für die versagte Wirkung nach außen entschädigen soll. Die vielen Höfe und Residenzen werden ebensoviele Zentren der Bildung, des wissenschaftlichen wie des künstlerischen Lebens.

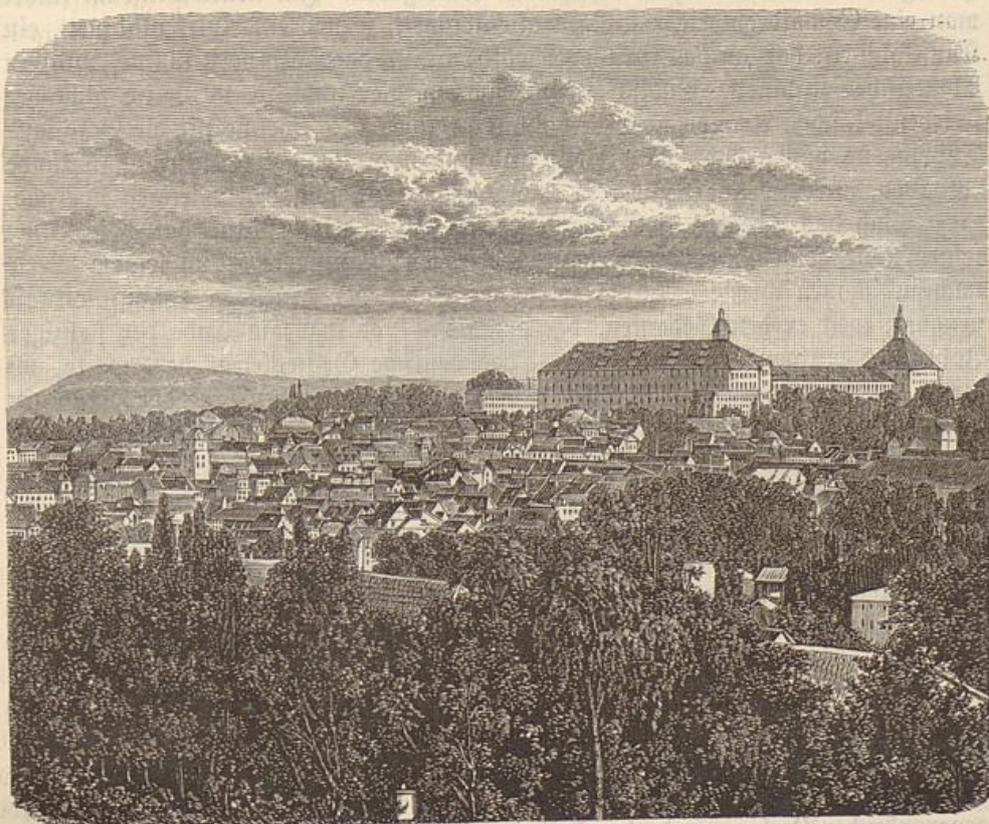


Der Marktplatz zu Gotha.

Von der politischen Wirksamkeit ausgeschlossen, werden die Fürsten meist, und mit besonderem Rechte läßt sich das von den Wettinern sagen, zu Pflegern der Künste und Wissenschaften. Und selbst wo sie das nicht wären, eine Residenz, eine Hofhaltung ist an und für sich ein Kulturherd, der Männer der Kunst und der Wissenschaft anzieht.

Gotha war ursprünglich als Herzfelder Lehen in den Besitz der thüringischen Landgrafen gekommen, wurde aber später, nach dem Tode Johann Friedrichs, des Gefangenen von Wittenberg, die Residenz seines Sohnes, Johann Friedrichs des Mittleren. Daß dieser sich in die Grumbachschen Händel einließ, ist oben bei Liebenstein erwähnt worden. Geächtet und überwältigt, geriet auch er, wie

sein Vater, in kaiserliche Gefangenschaft, der er erst durch den Tod erledigt werden sollte. Sein Schloß in Gotha, Grimmenstein hieß es, wurde geschleift und so Gotha seiner Hauptzierde beraubt (1567). Aber Ernst der Fromme erbaute an Stelle des gebrochenen Grimmenstein das jetzige Gothaer Schloß, dem er im Gegensatz zu dem Namen und zu der Geschichte des vorigen den Namen Friedenstein gab. Diesem Namen entspricht es, daß seine Nachfolger Wall und Graben in Gartenanlagen verwandelten. So ist Schloß Friedenstein bis zum Erlöschen des gothaischen Fürstenhauses die Residenz geblieben, d. h. bis zum Jahre 1826.



Gotha.

Unter den Herzögen von Koburg, denen Gotha zufiel und die sich seitdem Herzöge von Koburg-Gotha nennen, ist das glänzende Hofleben aus diesen Räumen verbannt und dafür die ernste Arbeit der Landesregierung eingezogen. Herzog Ernst, der nur einige Wintermonate in Gotha zu residieren pflegt, wohnt in seinem Palais, und in Schloß Friedenstein sind nur gewisse Räume für gelegentlichen Gebrauch des Hofes reserviert. Darum steht das Schloß, das zu den größten Fürstenschlössern Deutschlands gehört, in einem trüben, schweigsamen Ernste da; was sich in ihm regt, genügt nicht, um die ungeheuren Steinmassen zu beleben. Trotzdem bleibt es das Wahr- und Kennzeichen von Gotha, und wer von den Höhen des Thüringer Waldes in die nördlich vorliegende Ebene schaut, wird Schloß Friedenstein niemals übersehen.

Einen besonderen inneren Wert hatte Ernst der Fromme seinem Schlosse dadurch verliehen, daß er die von ihm begründeten, sehr bedeutenden Sammlungen in ihm unterbrachte, die daher den Namen der Friedensteinschen Sammlungen führen, nunmehr aber größtenteils in dem neuen Museum aufbewahrt werden. Nur die Bibliothek und das Münzkabinett sind im Schlosse geblieben. Die erstere ist reich an Inkunabeln und Handschriften, die teils die biblischen Bücher, teils die Schriftsteller des klassischen Altertums, teils die orientalische Litteratur angehen. Daneben enthält sie eine umfassende Brieffammlung aus der Reformationszeit, eine Sammlung, der Briefe Luthers, Melancthon's, Zwingli's und Calvins ihren besonderen Wert geben. Im neuen Museum findet man eine Gemäldegalerie, ein Naturalienkabinett, ferner ein Antikenkabinett, ein Kunstkabinett, das an das Grüne Gewölbe in Dresden erinnern könnte, und ein Chinesisches Kabinett. Endlich wäre es gerade hier unbillig, wenn ich nicht der Friedensteinschen Archive noch Erwähnung thun wollte, welche für die Geschichte Thüringens von größter Wichtigkeit sind und vor allem die Schenkungsurkunde enthalten, durch welche Konrad II. die Loiba an Ludwig den Bärtigen übergab.

Auch das Theater in Gotha hat seine Blüte gehabt, und hat diese Blüte seinem Hofe, seinem Herzoge verdankt, der einen Mann wie Eckhof seinem Werte nach zu schätzen wußte. Eckhof wird der Vater der deutschen Schauspielkunst genannt, weil er den Gedanken, der damals — es war am Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — das deutsche Geistesleben beherrschte, ich meine den Rousseauschen Gedanken der Rückkehr zur Natur, auf der Bühne in überraschender Weise zu verwirklichen wußte. Die Naturwahrheit seines Spiels wurde maßgebend, wurde Vorbild auch für Jffland, der allerdings erst in Mannheim, als er nach Eckhofs Tode Gotha verlassen hatte, berühmt wurde. Nach Eckhofs Tode nämlich vernachlässigte der Herzog das Theater, und die besten Kräfte gingen zu Dalberg und trugen dazu bei, daß, als Schiller mit seinen Räubern hervortrat, das beste deutsche Theater in Mannheim zu finden war.

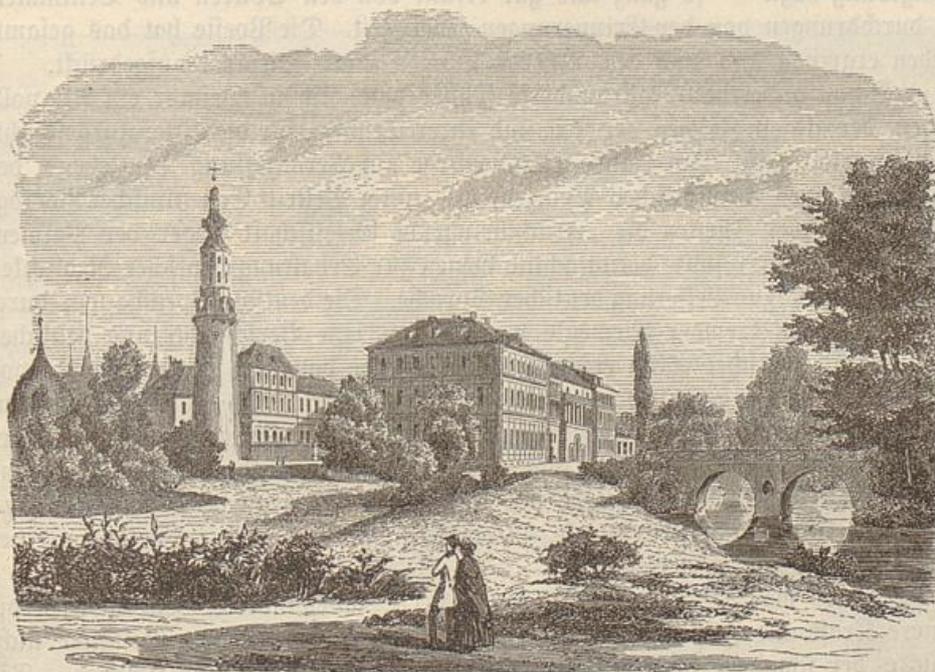
Ein wissenschaftliches Institut, das, ohne mit dem Hofe zusammenzuhängen, auch der größten Residenz zur Zierde gereichen würde, ist Berthes' Geographische Anstalt. Zunächst durch die Verbindung mit Adolf Stieler aus Gotha erhielt Berthes' Verlagsgeschäft die Richtung auf das geographische Gebiet. Bald gesellten sich andre geographische und kartographische Größen hinzu, wie Berg-haus, von Spruner, von Sydow, Petermann und viele andre, und Berthes' geographischer Verlag wurde der erste der Welt, wurde diese großartige Anstalt, in der, wie man mit Recht gesagt hat, alle Fäden der geographischen Wissenschaft zusammenlaufen.

Daß auch der weltbekannte Gothaische Hofkalender Berthes' Eigentum und von ihm zwar nicht geschaffen, wohl aber in seine gegenwärtige zweckmäßige Gestalt umgeschaffen ist, soll, da wir von Gotha und Berthes reden, wenigstens erwähnt werden.

Auf einem andern als dem wissenschaftlichen Gebiete, auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt, liegen die Verdienste, welche sich Ernst Wilhelm Arnoldi um die deutsche Gesellschaft und um seine Vaterstadt Gotha erworben hat. Die allbekannte Gothaische Feuerversicherungsbank hat er im Jahre 1821 und die nicht minder segensreich wirkende Lebensversicherungsbank im Jahre 1829 gegründet. Über den Segen, den diese Anstalten verbreiten, braucht man jetzt

kein Wort zu verlieren. Das Prinzip, auf dem sie beruhen, das Prinzip gegenseitiger Hilfe, ist längst allgemein anerkannt, und daß die Anstalten auf diesem Prinzip gedeihen, sieht man den geschmackvollen palastartigen Gebäuden an, darin sie ihre Thätigkeit entfalten. Die Gothaer haben nur eine Dankeschuld abgetragen, als sie Arnoldi auf dem nach ihm benannten Platze ein Denkmal errichteten.

Daß mit dem bisher Gesagten die Vorzüge Gothas nicht erschöpft sind, versteht sich von selbst, denn eine erschöpfende Aufzählung, sei es der Sehenswürdigkeiten, sei es der denkwürdigen Männer, die Gotha hervorgebracht oder beherbergt hat, kann hier unsres Amtes nicht sein.



Das Schloß in Weimar.

Wer noch weiteres wissen will, der reise selbst nach Gotha, und dort gehe er wenigstens über den langen Marktplatz hin zum Schlosse. Damit wird er sich eine bleibende Anschauung von der Stadt Gotha erwerben: der Brunnen in der Mitte, das Rathhaus mit dem eisernen Kopfe, der Wilhelm Grumbachs Porträt sein soll, und hier und da ein Fleischerladen, der an die weltberühmte Gothaer Wurstindustrie erinnert — das alles wird ihm in der Erinnerung bleiben, und wenn später einmal die Rede auf Gotha kommt, wird er mit-sprechen und der Welt beweisen können, daß er auch einmal da gewesen ist.

Weimar. An keiner Stadt zeigt sich der Segen, welcher aus der Muße des Kleinstaates entspringen kann, deutlicher, als an Weimar. Weimar, das, als Goethe dahin kam, d. h. im Jahre 1775, noch kaum 6000 Einwohner zählte, das also als Stadt lediglich ein Anhängsel des Hofes war, hat durch den Antheil, den sein erlauchtes Fürstenhaus am Ende des vorigen Jahrhunderts an dem Aufschwung des deutschen Geisteslebens nahm, namentlich durch die großen Dichter, welche Herzog Karl August an sich zu ziehen wußte, eine Bedeutung

erhalten, wie sie für die Litteraturgeschichte keine deutsche Stadt erreicht hat und wohl auch keine erreichen wird. Wir haben oben von der Wartburg gesprochen und ihrem Sängerkhofe. Wir wüßten nichts, was sich in ähnlicher Weise mit Weimar und dem Weimarischen Musenhof vergleichen ließe. Aber Weimar ist mehr als die Wartburg. Auf der Wartburg hat die deutsche Poesie eine Herberge gefunden, in Weimar eine Heimat; auf der Wartburg war die Poesie ein Bierat, eine Verschönerung des Hoflebens, in Weimar war sie die Königin, der auch die Fürstlichkeiten rückhaltslos huldigten, und die deshalb das gesamte Weimarische Leben beherrschte. Darum ist Weimar — und wir rechnen auch die nächste Umgebung dazu — so ganz und gar erfüllt von den Spuren und Denkmalen, so durchdrungen von den Erinnerungen jener Zeit. Die Poesie hat das gesamte Leben ergriffen und auch den äußeren Dingen ihren Stempel aufgedrückt.

Schon anderthalb Jahrhunderte früher hatte sich in Weimar ein Akt vollzogen, der als ein Zeichen der Zeit und ihrer Tendenz für die Litteraturgeschichte nicht unwichtig ist. Im Jahre 1617 wurde auf Veranlassung Teutlebens, des Erziehers eines weimarischen Prinzen, und unter Beitritt Ernestinischer Herzöge und anhaltischer Fürsten die „Fruchtbringende Gesellschaft“ oder der Palmenorden gestiftet. Er sollte hauptsächlich dienen zur Erhaltung deutscher Redlichkeit und Treue und zur Besserung deutscher Sprache. Die deutsche Sprache war durch das Eindringen fremder Elemente verunstaltet, eine Verschlechterung deutschen Sinnes und deutscher Sitte erschien als die Folge davon. Man versuchte von der Sprache aus gegen alles fremde Unwesen zu wirken. Es war gleichsam eine ererbte Fürstenpflicht der Ernestiner, die Lutherische Sprache nicht von der Bühne drängen zu lassen; denn um die Sprache von Luthers Bibelübersetzung handelte es sich ja. So wurde die Poesie des Palmenordens ein Mittel zu außer ihr liegenden Zwecken, die, so edel sie waren, doch die Poesie zu einer arbeitenden Dienerin herabsetzten.

Anders war es mit den Dichtern des 18. Jahrhunderts. Sie wollten die innere Kraft und Fülle herausgestalten, und wem es mit dem Gestalten nicht glückte, der schwirrte doch mit in dem allgemeinen Sturme und Drange. Die großen Dichter aber, Dichter, wie wir sie in Weimar finden, denen die Gestaltung ihrer Ideale gelang, wirkten, ohne es gewollt zu haben, auf das deutsche Volk und Volksgemüt: das Schöne weckte das Gute; es war wie ein Segen, den Gott auf ihre Schöpfungen legte.

Während im Nachbarreiche im Westen der Staat unter furchtbaren Zuckungen umgestürzt und umgestaltet wurde, erneuerte sich in Deutschland in aller Stille das geistige Leben, indem es sich an der Hand des Schönen zum Guten führen ließ, das ja nichts andres ist, als das Schöne auf sittlichem Gebiete. Dieses schöne Gute oder gute Schöne ist übrigens nicht die griechische Kalofagathie, sondern es ist die Humanität, als deren Apostel Herder zu betrachten ist. Aber Herder ist mehr der Theoretiker der Humanität, ihm ist sie eine große weltumfassende Anschauung, während die gleichzeitigen Dichter, wie Lessing, Goethe, Schiller sie konkret darstellten und ihren Landsleuten wirklich nahe brachten. Gestalten wie Nathan, Egmont, Posa und Karlos sind solche Humanitätscharaktere, aber die ganze Poesie dieser Zeit ist von dem Humanitätsgedanken durchdrungen und beherrscht, bis im folgenden Jahrhundert der Patriotismus und als Revers selbst der Volkshaß zu ihrer Geltung kommen. In Goethe

besonders tritt diese Humanität als Herzensfülle hervor, wie man sie ja empfinden muß, wenn man sich in eine Welt von lauter Brüdern gestellt sieht. Es ist Nächstenliebe, Bruderliebe, was ihn beherrscht, ohne alles kirchliche oder konfessionelle Gepräge, aber mit dem Drange zu geben, zu helfen, zu beglücken, und mit dem Bewußtsein, daß er es vermag. So bildete sich um Goethe ein Sphäre liebevollen Empfindens und Thuns, eine Sphäre, in der auch seine Phantasie zur Geltung kam, ebenso wie umgekehrt in dem Reiche der Phantasie, in seiner Dichtung, sein Leben sich zur Darstellung brachte. Er lebte Poesie und dichtete Lebenswirklichkeit, Poesie und Leben sind nie so eins gewesen wie in Goethe.



Am Musenhof von Weimar. Nach von Der. (Vgl. S. 369—370.)

In Weimar wußte man diese Richtung zu schätzen. Die Herzogin Anna Amalie, die durch den frühen Tod ihres Gemahls in sehr jungem Alter selbständig geworden war, verstand sich gleichmäßig auf Kunst wie auf Lebensgenuß und hatte sich demgemäß ihren Hof gebildet. Sie hatte Männer wie von Knebel und Wieland, von Einsiedel und von Seckendorf nach Weimar gezogen, und indem sie selbst den geistvollen Umgang dieser Männer genoß, auch ihrem Sohne Karl August das Interesse für die neu erwachte Dichtung in Deutschland eingefloßt.

Karl August wußte gleich, nachdem er die Regierung aus den Händen seiner Mutter übernommen, Goethe zu gewinnen, und Goethe steuerte den Weimarschen Musenhof in der Dichtung wie in Leben und Wirklichkeit mitten durch die wilden Wogen der Sturm- und Drangperiode zu den glücklichen Inseln, wo im Frieden geordneten Schaffens das Gute wie das Schöne gedeiht.

Man war in Weimar auf Goethe vorbereitet teils durch Götz und Werther, die kurz zuvor erschienen waren, teils durch die unzweideutige Gunst, mit der der junge Herzog seinem Gaste entgegen sah. Man kann sagen wie Cicero von Archias, der ja auch ein Dichter war: den Ruf seines Talentes übertraf noch die Erwartung, die man von dem Menschen hegte, die Erwartung aber wurde von seinem persönlichen Erscheinen und von der Bewunderung übertroffen, die der Dichter erntete. Goethes Persönlichkeit war so hinreißend, wie seine Bücher gewesen waren; sie versöhnte auch die litterarischen Größen Weimars, die sich durch das junge Talent verdunkelt sahen. Wieland, der bis dahin der bedeutendste Schriftsteller in Weimar gewesen war, Wieland, den Goethe noch kurz vorher durch sein Spottgedicht „Götter, Helden und Wieland“ bitter gekränkt hatte, erklärt sich kurzweg für verliebt in den jungen Dichter, wie hätten da die andern litterarischen Männer sich feindlich zurückhalten sollen!

Und nun erst die Frauen! Herzogin Amalie, die sich die volle Jugendfrische erhalten hatte, Fräulein von Göchhausen, die dem neckenden Übermuth des Talentes so trefflich Widerpart zu halten wußte, Frau von Stein mit dem tiefen Herzensverständnis für Goethes Sein und Dichten, kurz, alle, die nicht in den Formen des Hoflebens erstarrt waren, wandten sich in freudiger Bewunderung Goethe zu, wie die Blumen sich zum Lichte wenden. Karl August hat nie einen größeren und schöneren Triumph erfochten als durch die Berufung Goethes. Aber das ließ er sich nicht genügen, Goethe mußte sein Freund sein, Lebensgenosse in Freud' und Sorge, und so konnte dieser in dem Herzoge ein innerliches, lebensvolles Natur- und Weltverständnis erwecken, wie es dem acht Jahre jüngeren Fürsten noch nicht aufgegangen war. Diese lebensvolle Innerlichkeit, die auch hinter den kleinen Erscheinungen des äußeren Lebens das Unendliche ahnt, ist der gute Kern der vielverspotteten Empfindsamkeit, deren Überschwang Goethe eben durch den Werther von sich abgestreift hatte.

Die Herzogin Luise, welche wenige Wochen vor Goethes Ankunft ihren Einzug in Weimar gehalten hatte, hätte wohl eifersüchtig sein mögen auf den Freund ihres Gemahls, der diesen oft in Bahnen zu leiten schien, die ihrem durch stille Hoheit ausgezeichneten Wesen widersprachen. Aber sie erkannte auch in dem oft wilden Treiben jener Zeit, in dem Übermuth der Kraftgenies, zu welchem Goethe mehr hinriß als hingerissen wurde, den echten Kern, der eine durch wirkliche Genialität erhöhte Menschlichkeit war. Es ist freilich wahr, man huldigte bei diesem Treiben nicht der Pflicht, sondern dem Vergnügen, aber man vergnügte nicht bloß die Sinne, sondern auch den echt menschlichen Trieb, zu helfen, zu schützen, zu bessern, d. h. der Nächstenliebe. Man wird daran erinnert, daß Liebe ursprünglich Freude bedeutet, daß Liebe und Freude eins sind. Wie Neid und Geiz, die Wurzel alles Übels, alle Freude schon im Keim ersticken, ist, wo sich Freude zeigt, immerhin auf Liebe zu schließen, als auf deren Wurzel.

Geschildert ist diese kraftgenialische Zeit wenigstens in ihren allgemeinen Zügen oft genug. Um so weniger brauchen wir uns auf ihre Darstellung einzulassen. Uns genüge es, zu sagen, daß Jagd und andre Ausflüge, Schlittensfahrten und Schlittschuhlauf, Weingenuß und Maskeraden, Waldeinsamkeit in der Borkenhütte und abendliches Baden in der Elm, daß alles dies lediglich eine Erhöhung des Lebensgefühles bezweckte. Es ist kaum etwas andres, als wenn der Herzog und Goethe bei Feuersbrünsten in und um Weimar zur Stelle eilen

und ohne Scheu und Säumnis Hand anlegen. Sie thun das auch nicht aus Pflicht, sondern aus Nächstenliebe, deren Erfüllung bekanntlich das höchste Vergnügen ist.

Die Vorwürfe, die man diesem Treiben gemacht hat, sind von den Kreisen ausgegangen, die sich in den veränderten Ton der Gesellschaft nicht finden konnten. Goethe hatte die Werthertracht mitgebracht, der Herzog nahm sie für seine Person an und wirkte für ihre weitere Verbreitung. Goethe hatte das Schlittschuhlaufen eingeführt; das war etwas bis dahin bei Hofe Unerhörtes, jetzt wurde es Passion. Goethe durchbrach namentlich in den Abendgesellschaften bei der Herzogin Amalie leicht den gesetzten Gang der Unterhaltung durch tolle Einfälle und wilde Lustigkeit — man fand es schön und erfreute sich daran. Wer da nicht mitthun und nicht mitempfinden konnte, verfiel dem Neide, und da er nicht offen dagegen aufzutreten konnte, so entschädigte er sich in der Stille durch üble Nachrede, die sich dann, zu Übertreibungen gesteigert, über den Weimarischen Kreis hinaus verbreitete.

Aber was konnte das wirken gegen diesen kraftgenialen Geist, der mit Naturnotwendigkeit hervorbrach. Selbst ein mahrender Brief von Klopstock machte nur „ein paar böse Stunden“, änderte aber nichts. Das Genie dichtete, wie es mußte, lebte, wie es mußte; vielleicht nicht, wie es gefollt hätte, aber unter seinen Schritten erblühte allerlei Segen, den nur jene Neider nicht anerkannten, über den aber längst kein Zweifel mehr besteht. Da war ein Liebhabertheater durch Goethe zustande gebracht, auf dem unter des Dichters und des Herzogs Mitwirkung die Iphigenia zum erstenmal aufgeführt werden konnte und das einem Hoftheater die Stätte bereitete, dessen Leiter Goethe war, und das die großen Dramen aus Schillers klassischer Periode dem deutschen Publikum vorführen sollte. Da war ein dichterischer Geist erweckt worden, der alle ergriff, weil das Dichten nicht mehr als Ausübung einer besonderen Technik, sondern als allgemeine Menschenfähigkeit erschien. In Morgen- oder Abendgesellschaften, in Tiefurt oder Ettersburg oder bei gelegentlichen Aufführungen brachte sich diese Fähigkeit zur Geltung, und der Segen war, daß alle für die neue Geschmacksrichtung, für Natur und deutsche Art gewonnen wurden. Dieser neuen Geschmacksrichtung hat denn auch Weimar seinen Park zu verdanken, der lediglich ein Ausbau der Natur war im Gegensatz zum französischen Stil, der die Natur vergewaltigte. Der Park mit seinen schönen Pfaden führt von Weimar zum Sommerloß Belvedere hinauf, das auch seinen Park hat, und zwar einen Park, der noch heute wenigstens Spuren seiner französischen Anlage trägt. Da sind noch die grünen Kulissen, die immerhin etwas französisch Schäferliches haben, aber zur Aufführung frischer, fröhlicher Stücklein nach deutscher Art verwendet wurden.

Nah am Weimarischen Park, nur durch die Elm und die Elmwiesen von ihm getrennt, liegt Goethes Berggarten, in welchem er seine Bäume, Blumen und Spargel selber zog, und in dessen einfachem Gartenhaus er in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar so gern zurückgezogen wohnte, daß er darüber das Weggehen vergaß. Dieser Berggarten gehörte Bertuch, dem Sekretär des Herzogs, der ihn erst kürzlich erworben hatte und mit seiner Anpflanzung beschäftigt war. Das war im Jahre 1776, als Goethe fürchtete, daß er in dem Weimarischen Hofleben sich verlieren würde und deshalb sich wegzusehnen anfing. Der Herzog wollte ihn nicht lassen und suchte seine Befürchtungen zu zerstreuen. Aber Goethe sah keine andre Hilfe als ein stilles Leben mit ländlicher Beschäftigung, in dem er sich von den Zerstreungen des Hofes wieder sammeln konnte.

„Ja, wer es so gut hätte wie Bertuch“, sagte er. Da ritt Karl August bei Bertuch vor, der in seinem Garten beschäftigt war. „Höre, Bertuch, du mußt mir den Fleck da überlassen, ich brauche ihn.“ Bertuch war schmerzlich überrascht und sagte, der Garten wäre seine beste Freude. „Laß doch“, sagte der Herzog, „die Freude kannst du immer haben und noch besser; ich schenke dir ja den Baumgarten dafür.“ Bertuch konnte zufrieden sein; er gründete später auf dem geschenkten Grundstücke das Landesindustriekontor. Goethe fand in dem Berggarten auch seinen Frieden wieder und blieb bei Karl August; Weimar aber ist um ein bedeutsames Denkmal jener wunderbaren Zeit reicher.

Durch Goethes Genius wurde Weimar der Mittelpunkt des dichterischen Strebens. Männer wie die Gebrüder Stolberg, Lenz, Klinger, Gleim, Merk kamen besuchsweise, und Friedrich Leopold von Stolberg würde als Kammerherr beim Weimarischen Hofe eingetreten sein, wenn es nicht der erzürnte Klopstock verhindert hätte. Dafür gewann Karl August im Jahre 1776 auf Goethes Anregung eine bedeutendere litterarische Größe, einen Mann welchem sich Goethe verpflichtet wußte, nämlich Johann Gottfried Herder, für Weimar. Herder trat als Generalsuperintendent und Oberhofprediger in Weimar ein und war wie dazu geschaffen, das religiöse Bedürfnis der Gesellschaft mit ihrem poetischen Fühlen und Denken zu versöhnen. Denn von Grund aus war er Poet, das beweisen selbst seine theologischen und philosophischen Schriften, welche die poetischen Anschauungen nicht fern halten können, das beweist auch die Arbeit, mit der er seine Lebenslaufbahn schloß, sein trefflicher „Eid“.

Auch Goethe hatte ja seit dem Juni 1776 zu seinem poetischen Beruf ein Staatsamt bekommen. Erst hieß er Geheimer Legationsrat, dann Geheimer Rat und Erzellenz und endlich wurde er sogar zum Kammerpräsidenten erhoben. Es wäre kein Wunder, wenn der Dichter insolgedessen ein Mäcen geworden wäre, zumal er seiner Herzensgüte gemäß gern zu helfen bereit war und viel Gutes in der Stille sowohl auf eigne Hand als auch durch Fürsprache bei dem Herzog gethan hat. Aber die Klarheit seines Blickes und die Sicherheit seines Urtheils bewahrten ihn davor, ein Gönner verschrobener Talente oder talentloser Verfemacher zu werden. Sie, meinte er, wären ihre Kräfte andern Gebieten des Lebens schuldig, in die hinüberzuleiten er eher bereit war. Überhaupt je reifer er wurde, desto mehr hielt er sich zurück; er hatte es zu tief erfahren, daß nur, was dem Menschen gleichartig ist, zu seinem Glücke taugt, und daß daher ein Umgang mit nicht entsprechenden Menschen reine Zeitverschwendung ist. Kleinsinnige Leute haben ihm das als den Stolz der Erzellenz ausgelegt, aber es war vielmehr das Bewußtsein, daß er seine Zeit und seine Kraft dem Idealen schuldig sei, die zum Teil seit seiner Jugendzeit noch unerlöst in ihm wohnten. Zumal seit er durch seine Flucht nach Italien mit dem Staatsdienst gebrochen und sich ganz der Poesie zurückgegeben hatte, trat dies Motiv hervor, während gleichzeitig seine ernste Zurückhaltung durch den Bruch mit seiner langjährigen innig verehrten Freundin, der Frau von Stein, noch erhöht wurde.

Das war die Zeit, als auch Schiller, der junge landflüchtige Dichter, seine Schritte nach Weimar lenkte. Schiller fand dort nicht gleich, was er erwartet hatte: Goethe war noch in Italien, und wie er, hatte sich überhaupt die Poesie aus dem Leben der Gesellschaft mehr zurückgezogen, besonders Herder hielt sich zurück, lediglich versenkt in die eignen Studien.



Dietrichs Goethe-Schiller-Statue. Enthüllt zu Weimar am 3. September 1857.

Nur die Herzogin Amalie und ihr Sohn Karl August waren dieselben geblieben und vermiften daher auch das sprudelnde Leben der siebziger Jahre schmerzlich. Herzogin Amalie lud auch Schiller zur Abendgesellschaft nach Tiefurt; Wieland führte ihn ein und sprach anerkennende Worte über Schillers Talent. Als aber Schiller zu Herder kam, kannte dieser Schillers Schriften noch nicht einmal. Kurz, es gab nichts, was damals Schiller an Weimar gefesselt hätte, er ging für den Sommer 1788 nach Volkstädt bei Rudolstadt, wie wir das oben bei Rudolstadt erwähnt haben.

Goethe mußte erst kommen, um Schiller dauernd für Weimar zu gewinnen, wenn auch zunächst nur für die weimarische Universität Jena, diese wissenschaftliche Ergänzung zu dem Musenhof in der Residenz. Und Goethe kam. Am 18. Juni war er in Weimar wieder eingetroffen, am 7. September besuchte er mit Frau von Stein die Familie von Lengefeld in Rudolstadt und lernte dort Schiller kennen. Goethe kam nicht ohne Vorurteil. Schillers Jugendstücke in ihrem wildnaturalistischen Stile erschienen ihm wie ein Rückfall in eine von ihm selbst bereits überwundene Krankheit. Aber auf dem Tische lag das Heft von Wielands „Deutschem Merkur“, in welchem Schillers Gedicht „Die Götter Griechenlands“ erschienen war. An diesem Gedichte erkannte Goethe, daß auch Schiller auf dem Wege war zu dem griechischen Kunstideal, das namentlich in Italien seine ganze Seele eingenommen hatte.

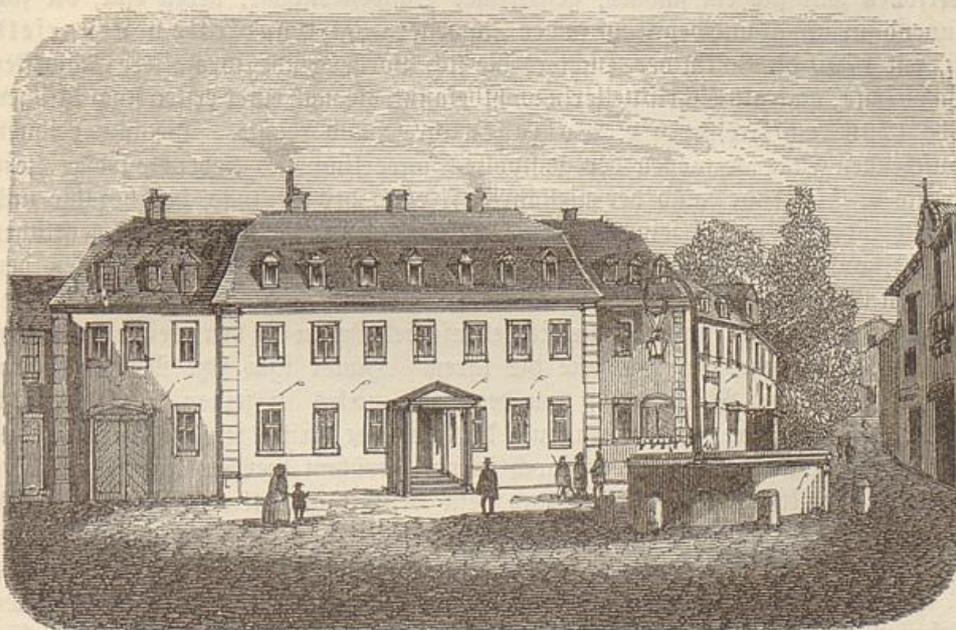
Damit war zunächst nur die Möglichkeit einer Annäherung zwischen beiden gegeben. Als dann der Gedanke auftauchte, Schiller wegen seiner „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ als Professor der Geschichte nach Jena zu berufen, förderte Goethe den Plan, und Schiller wurde eine der Celebritäten Jenas. Ein zufälliges Zusammentreffen in einer naturforschenden Versammlung und ein beim Heimgehen angeknüpftes und sodann länger hingedehntes Gespräch überzeugte Goethe, daß Schillers geistige Persönlichkeit der seinigen nicht widerstrebe, und bald konnte Schiller es wagen, in einem hochbedeutsamen Briefe, einem Briefe, den man als Samenkorn und Keim des großen Aufsatzes über naive und sentimentale Dichtung betrachten kann, Goethe zur Mitarbeit an den „Horen“ aufzufordern. So knüpfte sich dies gebenedeite Freundschaftsbündnis zwischen unsern beiden größten Dichtern und wurde brieflich fortgepflegt, bis am Ende des Jahrhunderts Schiller zunächst zur Aufführung seines Wallenstein nach Weimar übersiedelte und die Jahre, welche ihm noch zu leben vergönnt waren, in gebendem und empfangendem Verkehr mit Goethe und in unglaublich fruchtbarem Fleiße verlebte.

Mit dieser idealen und innigen Dichterfreundschaft, mit diesem schöpferischen Zusammenleben Goethes und Schillers hat der Weimarische Musenhof seine Bestimmung erfüllt. Wie im Waldrevier manch fröhlicher Baumwuchs aufschlägt, in weiterer Entwicklung aber sich zwei Bäume über das krause Gewälde in übermächtiger Kraft erheben und in aller Erhabenheit friedlich nebeneinander stehen, ohne sich die Äste zu zerschlagen, so erheben sich Goethe und Schiller aus dem Weimarischen Musenhof zu klassischer Größe, und so erhaben hat sie auch Rietschel in seiner bekannten Doppelstatue dargestellt.

Selbst der Lorbeer, den man allein dem Hochverdienten gern gönnen mag, selbst der Lorbeer entzweit sie nicht, er vereinnigt sie, sie fassen beide den einen Kranz; wie das Ziel ihres Strebens, ist auch der Ruhm ihres Schaffens ein

gemeinsamer geworden. Im deutschen Volke lautet die Formel für die höchste Blüte seiner Dichtung und für den eignen litterarischen Stolz nie anders als „Schiller und Goethe.“

Goethe hat Schiller, hat den gesamten Weimarischen Musenhof, nicht aber seinen Ruhm überlebt. Wohl ist auch er alt geworden, die Kraft der Gestaltung hat abgenommen, aber des Geistes Regsamkeit und Fülle ist geblieben; in seiner wunderbar schauenden Erkenntnis steht er der Natur, in warmem Herzensverständnis dem Menschenleben gegenüber. Mehr und mehr werden Haus und Garten seine Welt, und wer in diese eintritt, fühlt sich gleichsam unter dem beglückenden Einfluß der milden und klaren Abendsonne. Angewollt und ungerufen gehen Weisheitsstrahlen von ihm aus, die uns beweisen, daß sich die ganze Fülle seines Geistes in seine Schriften nicht fassen ließ. So etwa erscheint uns Goethe am Ende seiner Laufbahn in dem trefflichen Buche von Eckermann.



Das Goethehaus in Weimar.

Und wie er im Leben als ein Fürst des Geistes anerkannt ist, so ist er auch nach seinem Tode als ein Fürst geehrt. Seine sterbliche Hülle ist in der Fürstengruft beigesetzt, in welche schon Karl August im Jahre 1827 Schillers Leiche aus ihrer ersten Ruhestätte auf dem Jakobskirchhofe hatte übertragen lassen. In betreff der Illustration auf S. 363 erhalte ich folgende dankenswerte Erklärung:

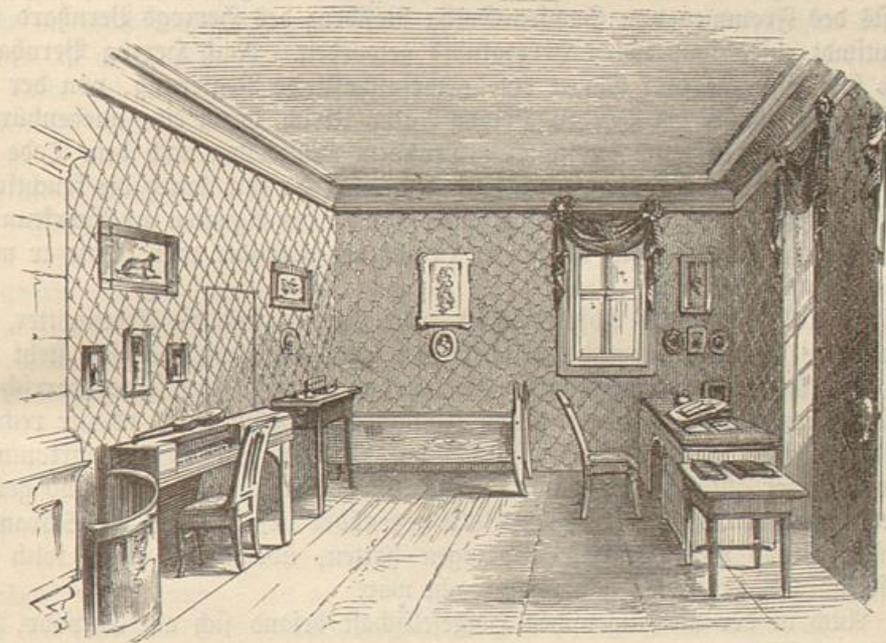
„In einem Gesamtbilde hat unser Künstler die glänzendsten Sterne, die an dem Himmel des Weimarischen Musenhofes schimmerten, zusammenfassen wollen, obgleich er wohl wußte, daß sie gerade in dieser Vereinigung sich nie zusammenfinden konnten, denn Musäus wenigstens war schon geschieden (1787), bevor einer der Humboldts nach Weimar kam.

„In einem anmutigen Gartenhain, im vertrauten Kreise wahlverwandter Männer und Frauen, treffen wir die Auserwählten, den Worten Friedrich Schillers lauschend. Vor dem Dichter sitzen die Herzogin-Mutter Amalie und

die regierende Herzogin, die Gemahlin Karl Augusts. In ruhiger Betrachtung gibt sich die fürstliche Matrone dem Genuße der Dichtung hin, während die jüngere Fürstin, durch die Worte des Dichters tiefer ergriffen, zu sinnender Schwermut gestimmt scheint. Zur Seite der Herzogin Amalie sitzt der Älteste der Versammelten, Wieland, der Jugendlehrer der weimarischen Prinzen und der Freund der fürstlichen Mutter, der wohl ihrem Verständnis am nächsten stand und der in der That, wenn auch in seinen Schriften zuweilen bis zum Lasciven schalkhaft, in seinem Leben tadellos war, bei seinem gutmütigen, veröhnlichen, die Größe anderer neidlos anerkennenden Wesen bis in das höchste Alter die liebenswürdigste Erscheinung blieb. Goethe verfolgt mit ernster Aufmerksamkeit und fest auf den Sprecher gerichteten Blicken den Vortrag des Dichters, während sein fürstlicher Freund in seinem Antlitz den Eindruck lesen zu wollen scheint, den das Kunstwerk auf so berufenen Richter macht. Hinter den fürstlichen Personen hält sich ein schönes, geistreiches Schwesternpaar, deren eine, die sich sinnend zurückhält und den Kopf zu der Schwester neigt, Charlotte v. Lengefeld ist, seit 1790 die Gattin des Dichters die sich Vorbeugende ihre ältere Schwester Karoline, auch als Schriftstellerin wohlbekannt, die nach einer ersten unglücklichen Ehe 1796 dem Freiherrn v. Wolzogen ihre Hand reichte. Die hinter ihnen lauschenden Männer mögen der geistvolle Sonderling und liebenswürdige Berstreute v. Einsiedel und der vieljährige Freund des Herzogs, der begabte und feinfühlende v. Knebel sein. Hinter dem lesenden Dichter sitzt, in halb geistlicher Tracht, auf einem Rasenhügel Herder, durch hohen Flug der Gedanken den größten Geistesheroen ebenbürtig, wenn es ihm auch nicht gegeben war, dichterische Kunstwerke zu schaffen, die sich ebensoviel Boden in den weiteren Kreisen des Volkes erobern konnten, wie die ihren. Hinter ihm sitzt Musäus, ein Geistesverwandter Wielands, von dem, wie vieles in seinen Schriften auch seiner Zeit angehört, und wenn auch die moderne Kritik seine Auffassung des Märchens verwerfen mag, doch noch immer gerühmt werden kann, daß seine harmlos schalkhafte Darstellung und sein deutsch-gemüthlicher Sinn ihn als Liebling der Alten und Jungen erhalten. Weiter nach hinten stehen neben einer Dame zwei kräftige Jünglingsgestalten. Es sind Gäste Weimars: Frau v. Humboldt und jenes strahlende Brüderpaar, das in andern Geistesgebieten hohen Ruhm erwerben sollte, Alexander, der nach einem langen, der Erforschung der Natur gewidmeten Leben am 6. Mai 1859 aus der Welt schied, während Wilhelm, der geistvolle Staats- und Sprachenforscher, im Jahre 1835 zur ewigen Klarheit eingegangen ist. Weiter im Hintergrunde endlich halten sich zwei Männer, unter denen der Künstler sich ernste Forscher der Wissenschaft gedacht hat, die von Zeit zu Zeit als Gäste in Weimar einsprachen: Wolf und Fichte."

Schon der Feder des Schriftstellers wird es schwer, von Weimar zu scheiden; schwerer aber wird es demjenigen, der sich selbst nach Weimar begeben und in seine großen und wohlthuenden Erinnerungen an Ort und Stelle sich versenkt hat. Denn Fürstenhaus und Bürgerschaft haben diese Erinnerungen treulich gewahrt in dem Bewußtsein, daß durch seine große litterarische Vergangenheit Weimar geworden, was es gegenwärtig ist, die bedeutendste unter den Thüringischen Residenzen. Weimar ist eine Stadt der Denkmäler und der Reliquien. Das jetzige Schloß, die Karlsburg, das zu Goethes Zeit und nicht ohne seinen

Einfluß erbaut ist, hat ein Herder-, ein Goethe-, ein Schiller- und ein Wieland-zimmer, die mit bildlichen Darstellungen aus den Dichtungen dieser Meister geschmückt sind. Durch Goethes Haus, in welchem der Altmeister die letzten 50 Jahre seines Lebens wohnte, ist der Frauenplan zum Goetheplatz, durch Schillers Haus die Esplanade zur Schillerstraße, durch Herders Bildsäule der Töpfermarkt zum Herderplatz geworden. Auch ein Wielandplatz fehlt nicht mit der Wielandstatue, und tritt man in den Garten der Erholung ein, findet man das Standbild des Märchendichters Musäus, der ein Freund Wielands und ein gern gesehener Gast am Hofe der Herzogin Amalie war. Der Garten war einst sein Eigentum, und er liebte es, in demselben sich durch stille Gärtnerarbeit von der Schularbeit zu erholen.



Schillers Arbeitszimmer in Weimar.

Die besuchteste von allen Denkstätten Weimars ist das Schillerhaus, das allen geöffnet ist. Das Eckzimmer im zweiten Stock, des Dichters Arbeitszimmer, ist in dem Zustande erhalten, in dem es bei Schillers Leben und bei seinem Sterben war. Sein Schreibtisch, sein Sterbebett, sein Klavier und seine Tabakdose und manche andre Reliquien sind wohl geeignet, dem Besucher die Vorstellung von der Person des Dichters, von seinem Leben, Schaffen und Leiden sinnlich nahe zu bringen. Auch im Goethehause werden das Arbeits- und das Schlafzimmer Goethes in dem Zustande erhalten, in welchem sie beim Tode des Dichters waren, aber der Eintritt in dieses Allerheiligste wird wenigen vergönnt.

Das schönste und lebendigste Denkmal dieser Zeit ist aber das Gedeihen der Künste in Weimar auch nach dem Erlöschen des Musenhofes und nach dem Untergange der Literaturherrschaft in Deutschland. Die Pflege der Künste ist seitdem erblich geworden im großherzoglichen Hause. Die Schauspielkunst hat eine Heimstätte in Weimar behalten, die Musik hat eine solche besonders in der

Persön Franz Viszts gefunden, und für die Malerei ist in neuerer Zeit sowohl das schöne Museum als auch eine eigne Kunstschule gegründet. Damit haben die Nachkommen Johann Friedrichs wieder angeknüpft an die Zeit ihres Ahnherrn, der Lukas Cranach zu seinen treuesten Freunden zählte. Lukas Cranach ist ein Jahr vor seinem Herrn in Weimar gestorben und hat der Stadt in dem Altarbilde der Stadtkirche ein viel bewundertes Denkmal hinterlassen.

Wasungen und der Wasunger Krieg. Als eine Probe des Unsegens der Kleinstaaterie gestatte man uns, den Wasunger Krieg zu erzählen, der zwei ernestnische Länder gegeneinander bewaffnete und sich in dem freundlichen Verrathal zugetragen hat.

Meiningen war im Jahre 1680 durch Teilung der Hinterlassenschaft Herzog Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha Residenz des Herzogs Bernhard und Hauptstadt eines souveränen Herzogtums geworden. Nach Herzog Bernhards Tode führten seine drei Söhne eine gemeinschaftliche Regierung, von der sich indessen der jüngste der Brüder, Herzog Anton Ulrich, durch eine unebenbürtige Ehe gewissermaßen selbst ausschloß. Trotzdem mußte ihm nach dem Tode der älteren Brüder die Alleinregierung zufallen, aber da ihm durch die fruchtlosen Bemühungen, die rechtliche Gültigkeit seiner Ehe bei den Agnaten zur Anerkennung zu bringen, der Aufenthalt in seinem Herzogtum verleidet war, lebte er meist in Frankfurt am Main.

Es ist die Zeit des Absolutismus. Die Fürsten sind die Erdengötter, der Hofadel ist die weihräuchernde Priesterschaft dieser Gottheit, das Volk steht von fern und hängt nur aus treuherziger Gewohnheit an der Person seines Herrschers. Es ist befremdlich, daß unter diesen Umständen so häufig, sei es zur rechten, sei es zur linken Hand, Ehen zwischen Fürsten und Bürgerstöcktern vorkommen. Aber auch der absolute Fürst hörte nicht auf, menschlich zu fühlen, und gerade seine Anumschränktheit dem eignen Volke gegenüber ließ ihn auch die Schranken, die ihm Stand und Herkommen gezogen hatten, übersehen, wenn solch ein menschliches Liebesfühlen mächtig erwacht war.

Auch in der meiningenschen Hofgesellschaft befand sich ein Ehepaar, das durch mésalliance zusammengekommen war. Der Regierungsrat von Pfaffenrath war Hauslehrer bei einem Grafen Solms gewesen und hatte die Liebe der einen Gräfin Tochter zu gewinnen gewußt. Als er ihr Vaterhaus verließ, war sie ihm nachgereist und hatte nicht von ihm gelassen, bis sie mit Zustimmung ihrer Mutter des geliebten Mannes Weib werden konnte. Auch Kaiser Franz hatte seinen Segen dazu gegeben, indem er Herrn Pfaffenrath in den Adelstand erhob. Der Herzog Anton Ulrich, der nach dem Tode seiner Gemahlin einer Schwester der Frau von Pfaffenrath gewogen war, stellte Herrn von Pfaffenrath als Regierungsrat in Meiningen an und wies seiner Gemahlin die Rangstufe am Hofe an, welche ihr durch die Geburt verliehen war, d. h. er machte sie zur ersten Dame am Hofe.

Die Frau Landjägermeisterin von Gleichen, welche diese Stellung bisher inne gehabt hatte, erschrak nicht wenig, als ihr der Oberhofmeister kurz vor dem Beginne der Hofstafel Mitteilung machte von des Herzogs Befehl. Aber die Entrüstung über den ihr zugedachten Affront überwog den Schreck, und sie erklärte, sie werde ihren Posten maintainieren, als die Flügelthüren sich öffneten

und Frau von Pfaffenrath, die darauf gepaßt hatte, vor der Landjägermeisterin in den Speisesaal schritt.

Das Unheil war geschehen, aber Frau von Gleichen gab ihre Sache noch nicht verloren. Sie trat an den Kabinettsminister des Herzogs heran und erklärte, wenn Frau von Pfaffenrath nach der Tafel wieder ihr vorgehe, werde sie dieselbe mit Gewalt zurückhalten. Solchem Argerniß suchte der Minister durch den Rat vorzubeugen, daß Frau von Gleichen schon vor dem Schlußgebet den Saal verlassen möge, einen Rat, den die Landjägermeisterin mit halber Befriedigung befolgte.

Man darf auf solche Vorgänge nicht von Himmelhöhen herabsehen, wenn man nicht ungerecht sein will. Der Menschenwert, der vor Gott gilt, hat freilich mit dem Hofrang nichts zu thun. Aber ein Hof kann nicht bestehen, ohne die Rangverhältnisse, welche sich in der menschlichen Gesellschaft herausbilden, in ein System zu bringen, und auf der Wahrung dieses Systems beruht die Ehre des einzelnen Mitgliedes, wie der Frieden der gesamten Hofgesellschaft. Kriemhild und Brunhild streiten auch um Rang und Vortritt, und dieser Streit erscheint selbst in den großen Verhältnissen des heroischen Epos wichtig genug, um die erschütterndste Katastrophe heraufzuführen, welche die Welt kennt.

Frau von Gleichen richtete eine Beschwerdeschrift an den Herzog, wurde aber sehr ungnädig beschieden. Da griff sie zur Selbsthilfe, indem sie die Gegnerin, die in der Hofehre ihr vorgeschoben war, in ihrer Frauenehre empfindlich angriff. Sie ließ eine anonyme Schrift ausgehen, in welcher das Vorleben und Vorlieben der Frau von Pfaffenrath in ein höchst bedenkliches Licht gestellt war. Über diesen Angriff beklagte sich dann wieder Frau von Pfaffenrath, und der Herzog, dem die Erinnerung an den fruchtlosen Kampf, den er um seine eigne Mißheirat geführt hatte, den Eigenwillen noch stärken mochte, diktierte der Frau von Gleichen eine vernichtende Demütigung zu. Dieselbe sollte zu ihrer Feindin gehen und sie kniefällig um Verzeihung bitten.

Frau von Gleichen war eine charakterfeste Frau, sie antwortete: „Lieber sterben!“ und wurde dann — denn so lautete der herzogliche Befehl weiter — auf das Rathhaus in Gewahrsam gebracht und von zwei Grenadieren bewacht. Auch ihr Mann wurde eingekerkert und so zum Mitträger einer Strafe gemacht, welche mitverschuldet zu haben ihm schwerlich zu beweisen war. Solcher Gewaltthat gegenüber fühlte sich Frau von Gleichen nur um so mehr im Rechte, und ohne dies Gefühl zu verhüllen, schrieb sie an den Herzog und bat um Freilassung ihres Mannes, um ihre eigne Entlassung aus dem Hofdienste und zugleich um die Erlaubnis, sich gerichtlich gegen ihre Gegnerin verteidigen zu dürfen. Dieser Troß steigerte die gewalthätige Laune des Herzogs. Nichts wurde der Armen bewilligt; wohl aber kamen zwei Musketiere in ihr Gefängnis, trugen sie in einen Wagen, und als der vor das Haus der Frau von Pfaffenrath gefahren war, auch in das Zimmer dieser Todfeindin, so sollte die Abbitte mit Gewalt erzwungen werden. Wahrlich, eine widerwärtige Lage! aber Frau von Gleichen war ihr gewachsen, sie weigerte mit der alten Entschiedenheit jedes abbittende Wort, wurde in den Wagen zurückgetragen und in diesem auf den Markt von Meiningen geführt, wo ein Kommando Soldaten ihrer wartete, das nunmehr einen Kreis um sie schloß. Als bald trat der Landrichter auf und verlas ein Dekret, nach welchem die Schmähschrift der Frau von Gleichen vor

ihren Augen durch den Schinder verbrannt werden sollte. Zugleich wurde jedemänniglich bei hundert Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängnis verboten, fernerhin von der Sache zu sprechen. In der That wurde die Schrift dicht neben dem Wagen der gepeinigten Frau verbrannt und sie selbst ins Gefängnis zurückgebracht.

Den Verwandten und Freunden des Gleichenschen Ehepaars blieb nichts übrig, als sich an das Reichskammergericht zu wenden, um die Befreiung der Eingekerkerten zu erlangen. Allein das Reichskammergericht, obwohl die höchste Instanz, die sich denken ließ, war nicht das Kammergericht in Berlin, auf dessen Autorität sich auch dem Großen Friedrich gegenüber die Unterthanen vertrauensvoll beriefen. Das Reichskammergericht sprach zu gunsten der Gleichen, aber Anton Ulrich beachtete es nicht: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Das Reichskammergericht wiederholte sein Mandat, wiederholte es zum drittenmal: Herr und Frau von Gleichen blieben gefangen. Es mußte also Exekution eintreten, und das Reichskammergericht übertrug dieselbe dem Herzog Friedrich III. von Gotha: „Er solle Herrn und Frau von Gleichen gegen alle fernere Gewalt beschützen und aus der Gefangenschaft in Meiningen in sicheren, doch ohnmachtigen Gewahrsam bringen.“ Herzog Friedrich verlangte nun die Auslieferung der Gefangenen, erhielt aber eine schnöb abweisende Antwort, und so war denn der Reichsexekutionskrieg nicht zu vermeiden.

Herzog Friedrich, der Truppen hielt, um sie an kriegsführende Staaten zu vermieten, sandte ein stattliches Korps über den Thüringer Wald gen Meiningen: Reiterei, Fußvolf und auch die Artillerie fehlte nicht. Von Tambach aus überschritt es den Kennsteig am sogenannten Rosengarten und erreichte die meiningensche Grenze bei dem Dorfe Niederschmalkalden. Im Meiningenschen hatte man sich zur Abwehr gerüstet, so gut man konnte; aber das wollte nicht viel sagen, man hatte eben fast nichts aufzubieten als Milizen, bei denen Offiziere wie Mannschaften selbst in den Waffen die Kennzeichen ihres bürgerlichen Gewerbes nicht verleugnen konnten. Aber sie hatten den herzoglichen Befehl und daneben den Stolz, von dem Staate Gotha, wenn er auch der ältere Bruder war, ihr meiningensches Vaterland nicht vergewaltigen zu lassen.

Vor Niederschmalkalden stand der Leutnant Zimmermann mit einigen zwanzig Mann Landmiliz und sperrte den Weg. Major von Bentendorf, der die gothaische Reiterei führte, forderte ihn auf, den Weg zu räumen. Zimmermann berief sich auf seinen Befehl und blieb stehen, Bentendorf wiederholte seine Aufforderung, aber für Zimmermann gab es keine Unterhandlung, er that, was ihm befohlen war, und war bereit, zu leiden, was er mußte. Da setzte denn Bentendorf mit seinen Reitern durch die Meininger hindurch, und Leutnant Zimmermann, den ein Pferd hart angerannt hatte, schoß im Zorne hinter den Reitern her und traf einen von ihnen „in den Hintern“. Ein anderer Reiter wollte das rächen, aber Zimmermann entkam ihm über einen Graben springend. Doch die Grenadiere von Gotha waren auch herangekommen, und einer von ihnen schoß den fliehenden Zimmermann hinters Ohr, daß er auf der Stelle tot blieb.

Nun war es Ernst geworden. Die Niederschmalkaldener erkannten das und räumten schleunig ihre bis dahin gesperrte Dorfstraße. Ihre Miliz aber war nach Schwallungen gelaufen, wo wiederum die Dorfmannschaft auf dem Posten stand. Ihr Offizier war ein Schuster, der auf die grause Kunde von Niederschmalkalden

seinen Posten aufgibt und mit seinen Leuten nach dem Städtchen Wafungen flüchtet, das sozusagen die nächste Etappe auf dem Wege nach Meiningen war. Und Wafungen war vom Schicksal bestimmt, diesem Kriege den Namen zu geben und der Schauplatz zu werden einer Kriegskrähwinkerei, wie sie nur unter jenem kleinstaatlichen Absolutismus möglich war.

Die Gothaer folgen der flüchtigen Miliz von Schwallungen, finden aber das Thor von Wafungen verschlossen und von Milizen besetzt. Major von Benkendorf verlangt, man solle öffnen. Die Wache erklärt, das könne sie nicht. Wer kann es denn? fragt Benkendorf. Der Herr Leutnant, antwortet die Wache. So hole man ihn, ruft Benkendorf. Da kam denn der Leutnant der Wafunger Miliz, das war seines Zeichens ein Bartpuher, wie Leutnant Rauch von den Gothaern, der Berichterstatter des Krieges, aus eigener Erfahrung versichern kann. Den Barbierleutnant herrschte Benkendorf an, er solle das Thor öffnen, denn es sei die Landstraße nach Nürnberg, die hindurchführe. Der Leutnant war halbtot vor Schreck, aber er konnte nicht öffnen, die Ratsherren hatten das Thor verschlossen. So sollte er die Ratsherren holen, verlangte Benkendorf. Dem Barbier fiel ein Stein vom Herzen, er lief fort und schickte die Ratsherren. Aber sie waren auch danach! „Der Bürgermeister war bis an die Kniekehlen voll Ruhdünner!“ Etwas reputierlicher sah der Ratsherr aus, der ihn begleitete. Auch von ihnen verlangte Benkendorf das Recht der Landstraße, d. h. den Durchmarsch. Aber die Wafunger Stadtobrigade, mochte sie noch so arg aussehen, sie wußte doch dem Befehle ihres Landesherrn zu gehorchen. Sie dürften kein fremdes Kriegsvolk passieren lassen, sagten sie. Der Bürgermeister fügte hinzu, wenn die Gothaer weiter wollten, könnten sie ja hinten herum marschieren. Er dachte also wohl mehr daran, seine Stadt des Feindes zu entledigen. Aber so war es von den Gothaern nicht gemeint, Benkendorf drohte, das Thor einhauen zu lassen. Das möge er thun, sagte der Ratsherr, sie seien durch ihres Herrn Befehl gebunden. Das Thor wurde eingehauen, die Gothaer zogen mit Trommeln und Pfeisen ein, und die meiningener Miliz unter dem Barbier von Wafungen und dem Schuster von Schwallungen präsentierte das Gewehr.

Nun erst begann die Not für die armen Wafunger. Die Gothaer marschierten nicht weiter, sondern verlangten Quartier und Verpflegung. Der Rat versammelte sich, und obwohl die Gothaer gedroht hatten, im Falle die Stadt sich sträube, würden sie selbst nach Willkür und mit Gewalt die Einquartierung ins Werk setzen — dennoch verweigerten sieben Ratsherren das Quartier, und erst der letzte, der achte, erklärte, er wolle lieber die ihm zukommende Anzahl ins Haus nehmen, als von den Gothaern nach Willkür behandelt werden. Das Beispiel wirkte, die Gothaer wurden einquartiert.

Auch in Meiningen hatte man einen Eindruck von dem Ernst der Lage bekommen. Man glaubte die Hauptstadt selbst am besten vor dem heranrückenden Feinde bewahren zu können, indem man Frau von Gleichen freiließe. Aber Frau von Gleichen ging nur zögernd auf eine Freilassung ein, an der sie die vollständige Wiederherstellung ihrer Ehre vermischte, und begab sich dann nach Wafungen, um sich dort unter den Schutz der Exekutionsarmee zu stellen, die von einigen gothaischen Räten als kaiserlicher Kommission begleitet war.

Die Meiningener erreichten ihren Zweck, die Invasion gerieth ins Stocken. Der Herzog von Gotha sandte den Befehl, man solle sich mit der Okkupation

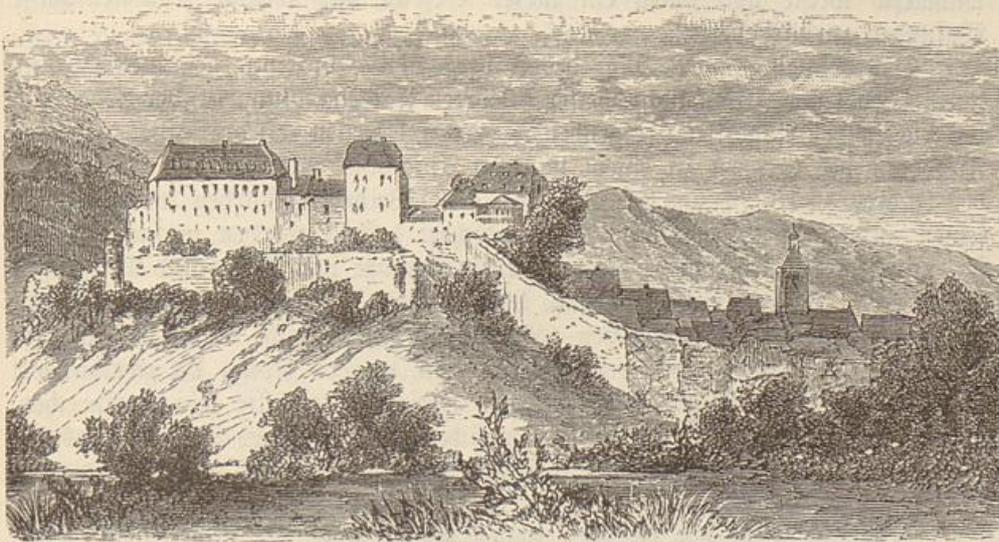
von Wasungen begnügen und sich dort einstweilen in der Defensibe halten. Demgemäß kehrte der Höchstkommandierende, Oberstleutnant von Goldacker, nebst dem vorher erwähnten Major von Benkendorf und der Hälfte der Truppen nach Gotha zurück, und das Kommando in Wasungen wurde einem Major Schütz übergeben, der für die Defensibe zu genügen schien.

Dieser Okkupation suchten sich die Meininger auf Befehl ihres Herzogs dadurch zu entledigen, daß sie die Wasunger anwiesen, dem Feinde die Nahrungsmittel zu verweigern. Aber ein Mittel, das im Skythenlande gegen Darius, in Rußland gegen Napoleon wirksam gewesen sein mag, braucht darum nicht auch im meininger Ländchen zum Ziele zu führen. Den Gothaern wurde die Proviantierung verteuert, aber nicht abgeschnitten. Sie bezogen Brot, Bier und Fleisch aus dem benachbarten Hessischen oder aus dem Ritterschaftlichen, und namentlich die Juden machten sich die Konjunktur zu nütze und wurden fleißige Fleischlieferanten. Das überwältigte die patriotische Haltung der Wasunger, sie besannen sich auf ihren Vorteil, buken wieder und brauten und schlachteten und setzten ihre Ware an den Feind ab.

Nun beschloß man in Meiningen, zur Offensive überzugehen. Das Gerücht davon drang bis nach Wasungen und erfüllte die Räte der Kommission, den Major Schütz und die meisten andern gothaischen Offiziere, die ihre Frauen nach Wasungen hatten nachkommen lassen, mit banger Besorgnis. Ein Kriegsrat wurde gehalten und der Rückzug beschlossen, aber dem durch seine Tüchtigkeit bekannten Leutnant Rauch verbarg Major Schütz diesen Beschluß dadurch, daß er ihn anwies, Plan und Anordnung zur Verteidigung Wasungens zu treffen. Rauch that das mit allem Eifer, obwohl ihn nach Westen abfahrende Kutschen, überhaupt eine gewisse Unruhe der Abreise in der Stadt bedenklich machte. — Sein Plan wurde von Major Schütz gebilligt, und so wurden die Mannschaften auf dem Markte zusammenberufen, um ihre Ordre zu empfangen. Rauch kommandiert: „Nicht euch, und alles Plaudern hab' ein End!“ aber kaum hat er mit dem Nichten angefangen, als er den Befehl erhält, mit dreißig Dragonern den Wagen der Herren Räte nach Schwallungen zu eskortieren. Sein Sträuben hilft ihm nichts, er muß gehorchen, und sowie er weg ist, schießt der Major die Leute in ihre Quartiere, um ihre Sachen zu holen und zum Abmarsch wieder anzutreten. Die Flucht gehört bekanntlich zu den Gedanken, die, wenn sie einmal gefaßt sind, mit stets steigender Eile zur Ausführung drängen. In fieberhafter Eile befahl Major Schütz den Abmarsch und ließ den Vorposten, der gegen Meiningen ausgestellt war, ließ die Familien der Offiziere und Soldaten und ließ sogar die Kanonen zurück. „Wie das Vieh austreibt“, schreibt Rauch, „liefen sie zum Thor hinaus.“ Da triumphierten die Bürger von Wasungen, „am Tage sind sie hereinmarschiert“, riefen sie aus den Fenstern, und des Nachts laufen sie fort wie Schelme und Diebe!“

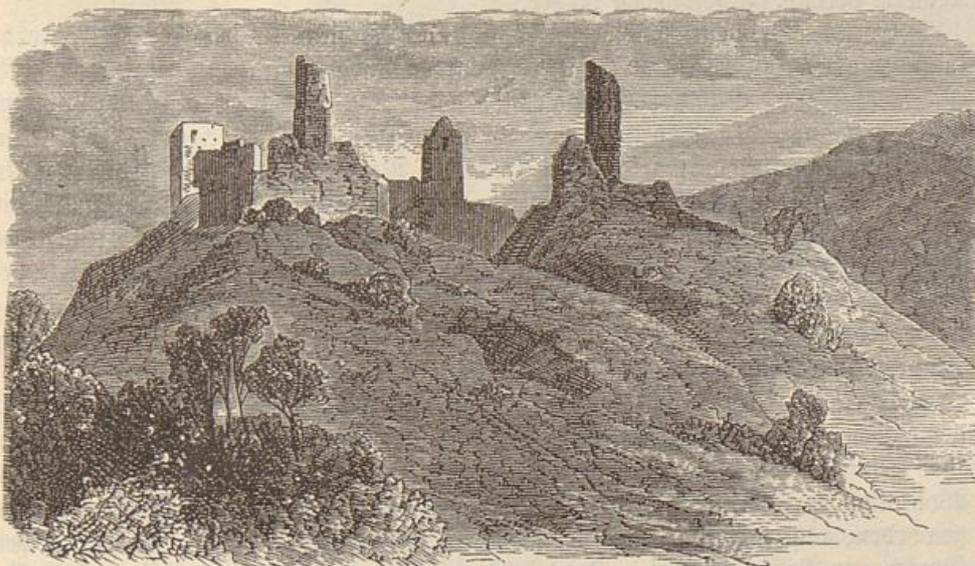
Rauch, der sein „Bißchen Lumpen“ in Wasungen gelassen hatte, erfuhr in Schwallungen, daß er dorthin nicht wieder zurückkehren könne, daß Wasungen aufgegeben war. Er geriet in gerechten Zorn und bemühte sich nicht, denselben zu verbergen. Aber was half das, die Wasunger Okkupationstruppe war schon unterwegs; selbst ein eben einlaufender Befehl des Herzogs, Wasungen sollte unter allen Umständen gehalten werden, konnte Rauch wohl ein Gefühl des Triumphs, aber der Sache keine augenblickliche Abhilfe schaffen.

Als endlich bei Nacht und Regen die Truppe angekommen war, herrschte allgemeine Verwirrung, und Rauch, der den Befehl erhielt, die Soldaten in ordre de bataille zu stellen, hatte einen schweren Stand.



Aus dem Werrathal. Ansicht von Kreuzburg.

Da schlug eine Stimme an sein Ohr, die ihm wie Trost klang. Es war Major Bentendorfs Stimme, der vom Herzog mit Verstärkungen gesandt war.



Aus dem Werrathal. Ruine Brandenburg.

Die angreifenden Meininger hatten sich nicht so beeilt wie die flüchtenden Gothaer, sie hatten sich vorsichtig zurückgehalten, bis auch die bösen von den Gothaern verlassenen Kanonen diesen hatten nachgeführt werden können. Dann eroberten sie Wajungen, nahmen einen vergessenen Vorposten und die Zurückgebliebenen, auch die Weiber und Kinder der Gothaer gefangen und überließen

sich dann mit den Wasunger Landsleuten einer patriotischen Siegesfreude. — Aber sie hatten zu früh und auch zu lange triumphiert; denn sie hatten ihren Siegesrausch noch nicht ausgeschlafen, als Major Bentendorf sie durch seinen Anmarsch weckte und durch ein kurzes Gefecht und wenige Kanonenschüsse Wasungen zurückeroberte.

Das geschah am 23. Mai des Jahres 1747, die nun beginnenden und durch kriegerische Aktion nicht weiter gestörten Unterhandlungen aber zogen sich hin bis in den August des folgenden Jahres und kamen erst durch Vermittelung Friedrichs des Großen zu einem völligen Abschluß. Als nämlich im Anfang des Jahres 1748 Herzog Ernst August von Weimar gestorben war und für seinen unmündigen Sohn eine Vormundschaft bestellt werden mußte, standen sich mit dem Anspruch auf diese wieder die Herzöge von Gotha und Meiningen gegenüber. Da versprach Friedrich, dem Herzog Friedrich von Gotha sowohl die Vormundschaft zu verschaffen als auch die Gleichen'sche Sache endlich zum Austrag zu bringen, wenn der Herzog dafür an den König die zweihundert Mann starke weimarische Garde abträte. Friedrich erfüllte sein Versprechen, und es ist erklärlich, daß in dem überreichen Kranze seines Ruhmes das bescheidene Blättchen lange Zeit unbemerkt geblieben ist, das er sich durch Beendigung des Wasunger Krieges erworben.

Herr und Frau von Gleichen haben diesen Ausgleich nicht mehr erlebt. Sie hatten sich nach ihrer Entlassung aus dem Meiningener Gefängnis nach Kömhild zurückgezogen, aber das erfahrene Unrecht hatte sie gebrochen, der unbefriedigte Zorn hatte sie aufgerieben, sie starben, die Frau kurz nach dem Manne, bereits im folgenden Jahre.

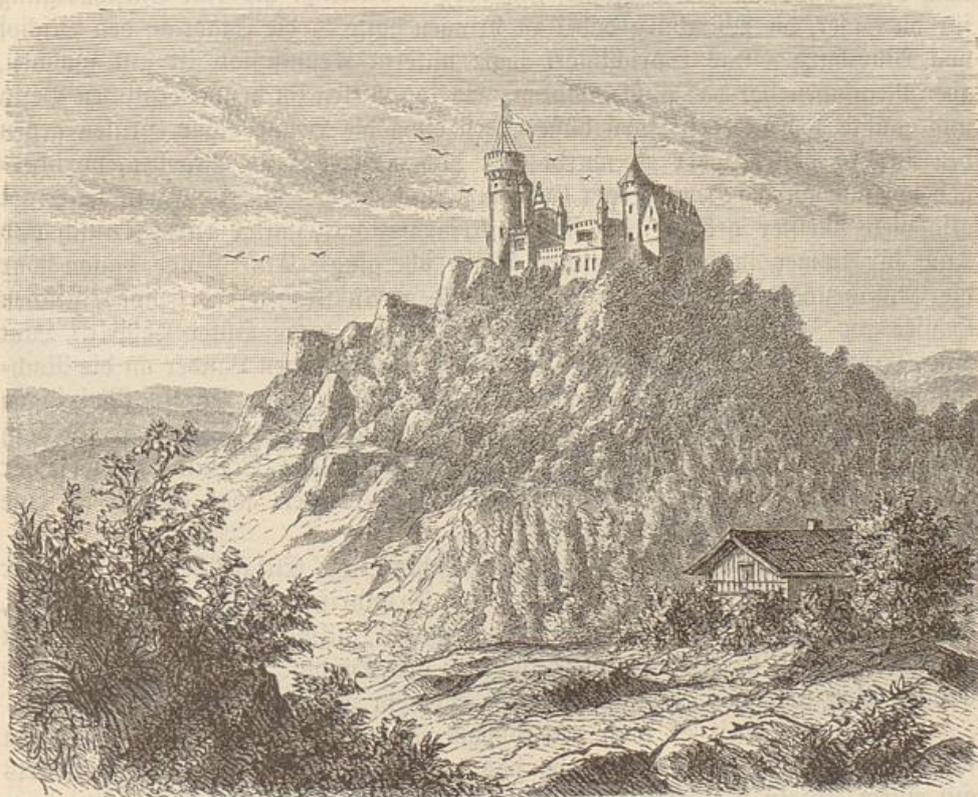
Es ist eine bemerkenswerte Zügung des Schicksals, daß die Kriegskrähwinkerei gerade in Wasungen ihren Platz gefunden hat, denn Wasungen teilt mit Krähwinkel, Schilda, Schöppenstedt das Los, durch städtisches Vorrecht dem Neide und der Spottlust der umwohnenden Landgemeinden, d. h. dem Bauernwitz verfallen zu sein. Da sollen die Ratsherren einen Kürbis für ein Pferdeei gehalten, ins Brutnest gelegt und selbst bebrütet haben. Da sollen die Wasunger einen Galgen nur „für ehrfame Bürger“ der eignen Stadt, beileibe für keinen Auswärtigen, gebaut haben. Da sollen sie ferner eine von Walldorf durch die Werra angeschwemmte Leiche erst dann begraben haben, als die Walldorfer den Gegendienst versprochen hatten, für den Fall, daß eine Wasunger Leiche stromaufwärts bei Walldorf anschwimmen würde.

Übrigens liegt in diesem Spott eine offenbare Undankbarkeit der Dorfgemeinden; denn von Wasungen ist der Tabaksbau ausgegangen, der im Werrathal getrieben wird und auch dem kleinen Grundbesitzer zu einem gewissen Wohlstand verhilft. Zur Stadt ist Wasungen wohl zu hennebergischen Zeiten geworden, als noch das Schloß auf dem Schloßberge stand und öfters den Grafen zur Residenz diente. Jetzt steht nur noch ein Turm von diesem Schlosse, am Fuße des Berges aber liegt das dazu gehörige Gut, die herzogliche Domäne Maienlust.

Unser Gedankengang hat es mit sich gebracht, daß der Leser gerade durch den Wasunger Krieg in das Werrathal eingeführt ist. Niemand mag sich dadurch das schöne und geographisch wie geschichtlich bedeutende Thal verleiden lassen. Die Werraquelle oder richtiger die Werraquellen bezeichnen die Grenzen

zwischen Thüringer Wald und Frankenwald, der Fluß selbst bildet für die ganze Länge des Thüringer Waldes die Grenze gegen die Rhönberge. Kein Wunder, daß sein Thal von einer Eisenbahn durchzogen ist, die eine wichtige Verkehrsader bildet. Sie verbindet die große Straße Mitteldeutschlands, die von Osten nach Westen führt, mit der nach Süden führenden bayerischen Staatsbahn.

Am anmutigsten ist das Werrathal bei Meiningen, das zugleich geschichtlich die interessanteste Stadt des Thales ist. Zunächst ist sie so alt, daß von ihrer Entstehung keinerlei brauchbare Nachricht auf uns gekommen ist.



Schloß Landsberg bei Meiningen.

Der Chronist von Meiningen, Johann Sebastian Gütthe, berichtet, die Fosen, ein Zweig des Cheruskerstammes, hätten an der Werra einen Viehhof gehabt, „Einingen“, dessen Name unter dem Frankenherzog Dagobert in „Meiningen“ umgewandelt sei. Dagegen ist zu sagen, daß sich die sprachliche Kritik dieses zufällige, man möchte sagen oktroyierte *M* nicht gefallen läßt. Sachlich angesehen scheint Einingen oder vielmehr „die Eininge“, ein Wort, das dem Verfasser mit einem mundartlichen *H* also in der Form „Heininge“ sehr wohlbekannt ist, nicht sowohl einen Viehhof, als vielmehr eine gemeinsame Viehweide zu bedeuten. Von einer solchen bis zur Stadt ist ein weiter Weg, und so ist denn auch sachlich diese Erklärung höchst unwahrscheinlich.

Sicherlich ist Meiningen entstanden als eine Station, wenn man so sagen darf, an der so langen und so wichtigen Straße von Süddeutschland nach Norddeutschland, wie sie das Werrathal bildet. Meiningen hat denn auch in seiner

Weise die Wahrheit des Wortes erfahren: „Wer an den Weg baut, hat viele Meister.“ In früher Zeit sind die Ungarn des Weges gekommen, im 17. Jahrhundert die Scharen des Dreißigjährigen Krieges, und alle waren sie der Stadt Meister, wenigstens im Plündern und Zerstören.

Überhaupt hat Meiningen keine glückliche Jugend gehabt. Zwar kam es, nachdem es die unselige Babenberger Fehde mitgetragen, unter die Verwaltung der Könige, und Heinrich I. soll es gegen die Ungarn befestigt haben, wie er in seinen alten Ländern der Städteerbauer war. Aber Heinrich II. gab ein Jahr nach der Gründung des Bistums Bamberg — vielleicht als eine Entschädigung für die Opfer, die Würzburg dabei zu bringen hatte — die Stadt an den Bischof von Würzburg. Das Sprichwort sagt: unterm Krummstab ist gut wohnen, aber Meiningen hat das nicht erfahren. Es lag mitten im hennebergischen Besitz und mußte daher jeden Zorn büßen, den etwa die Henneberger Grafen gegen den Bischof hatten, oder es wurde von diesem als Pfand vergeben, vorübergehend auch an die Henneberger Grafen. Auch in diesem Sinne hat die Stadt also viele Meister gehabt, bis sie im Reformationszeitalter durch Tausch und Kauf für immer in hennebergischen Besitz überging. Eine Folge davon war die Einführung der Reformation, die nach dem Aussterben des hennebergischen Hauses im Jahre 1583 an den Ernestinern gar treue Hüter erhielt. Laut eines Erbvertrages fiel der größte Teil der hennebergischen Länder an die Nachkommen Johann Friedrichs des Mittleren. Seitdem zeigte sich in Meiningen einiges Gedeihen; aber erst nachdem der Dreißigjährige Krieg vorüber war und nach mehrfachen Teilungen Bernhard I. das ihm zugefallene Meiningen zu seiner Residenz erhob (im Jahre 1680), konnte es das werden, was es jetzt ist, eine hübsche und blühende Stadt.

Herzog Bernhard baute das Residenzschloß, die Elisabethenburg, wie er es seiner Gemahlin zu Ehren nannte. Der Grundriß war ursprünglich ein E, der Anfangsbuchstabe des Namens der Herzogin, allmählich aber ist der Bau aus dieser Form herausgewachsen, und nur der Rundige erkennt in dem großartigen Bau noch das anfängliche Spiel mit dem Buchstaben.

Bekannter, weil es auch den Vorüberfahrenden erfreulich in die Augen fällt, ist das Schloß Landsberg, das etwa eine halbe Stunde thalabwärts auf einem einzeln stehenden Felsen liegt. Es ist auf der Trümmerstätte einer im Bauernkriege zerstörten Burg von Herzog Bernhard II. (1836) im Stile der alten Ritterburgen erbaut und gereicht der Landschaft zur höchsten Zierde.

Weniger glücklich ist Schloß Henneberg gewesen, das südlich von Meiningen an der Straße nach Melrichstadt über dem gleichnamigen Dorfe liegt. Es ist auch im Bauernkriege zerstört worden, hat aber nicht wieder aufstehen dürfen, obgleich es das Stammschloß des gefürsteten Grafenhauses ist, das einst hier weit und breit das Land beherrschte, und dessen letzter Sproß, wenn auch sonst die Residenz Schleusingen war, in Henneberg wenigstens gestorben ist. Übrigens gehört Henneberg schon ganz zu Franken. Laufen auch die Wasser von seinen Höhen sowohl zur Werra wie zum Main, der Blick von dort wendet sich nach dem Süden, der ihm offen liegt, während der Norden durch den Thüringer Wald und schon durch die Uferberge der Werra verschlossen ist.

Und doch bitten wir noch einen Augenblick hier im hennebergischen Frankenlande verweilen zu dürfen. Es gilt dem Dörfchen Bauerbach, das wenig

östlich von Henneberg liegt. Es ist ein unscheinbares Örtchen, aber es ist berühmt geworden durch unsern großen Schiller, der nach seiner Flucht aus Stuttgart in Bauerbach seine erste sichere Zuflucht fand. Wir sind gewohnt, uns Bauerbach als eine traurige Einöde vorzustellen, kommen wir aber im Sommer dahin und sehen das Dorf im Wiesengrund und die Hügel rings mit Wald gekrönt, so möchten wir glauben, gar nicht in Schillers Bauerbach zu sein. —



Suhl.

Und doch ist es das richtige Bauerbach, nur kam Schiller im Winter dorthin, Thalgrund und Berge lagen voller Schnee, er war wie abgeschnitten von der Welt, die Einsamkeit, vor der ihn bis dahin Freund Streicher bewahrt hatte, lastete auf ihm, und so faßte er die trübe Lage mit getrüübter Seele auf. Dieser Eindruck ist nun im Publikum haften geblieben, und das Mitleid hat ihn nach seiner Art wohl noch zu verschärfen gesucht. Daß Schiller bald mit dem Bibliothekar Reinwald in Meiningen, seinem spätern Schwager, befreundet wurde, von diesem Bücher erhielt und sehr erfolgreiche Studien zu seinem Don Karlos machte, wird dann vergessen, ebenso, daß er Stimmung genug hatte, hier Rabale und Liebe zu vollenden. Und die wilde Unzufriedenheit, welche Schiller später, und gerade in der Frühlingszeit, an den Tag legt, kommt nicht auf Rechnung Bauerbachs, sondern auf Rechnung einer hoffnungslosen Liebe, die er zu Charlotte von Wolzogen, der Tochter seiner Beschützerin, gefaßt hatte.

Aber was habe ich Bauerbachs Lage und Umgebung zu verteidigen? Das Dorf, in welchem Schiller in den Jahren 1782 und 1783 unter dem Namen

Dr. Ritter verborgen war und so dem deutschen Volke erhalten wurde, ist an und für sich des Andenkens und auch des Besuches würdig. Daher hat denn auch der jetzige Besitzer des früher Wolzogenschen Gutes das Zimmer, in welchem Schiller gewohnt und gedichtet hat, als „Schillerzimmer“ herrichten lassen. Es soll dem deutschen Volke ein Denkmal sein jener wunderlichen Zeit, die das stürmische Genie zwar noch verfolgte, es aber doch nicht mochte umkommen lassen.

Wir wenden uns noch einmal ins Werrathal zurück, um Hildburghausen zu begrüßen und dann in gerade nördlicher Richtung über Schleusingen und Suhl in unsre Thüringer Berge zurück zu gelangen. Es sind — man verzeihe den Ausdruck — drei gefallene Größen, die eben genannten Städte, aber voll echter Lebenskraft, und angehaucht von süddeutschem Frohsinn, liefern sie den Beweis, daß man die Größe einbüßen kann, ohne unglücklich zu werden.

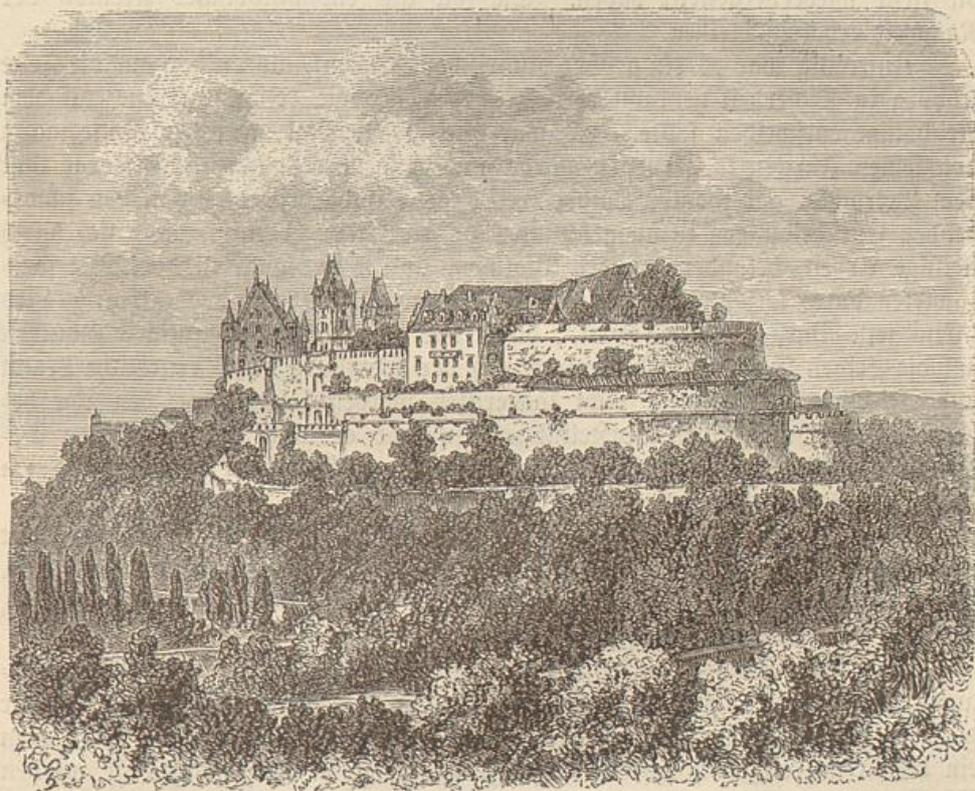
Hildburghausen hat seine große Zeit gehabt vom Jahre 1684 an, da es aus der hennebergischen Erbschaft den Ernestinern zufiel und die Residenz des Herzogs Ernst wurde, bis zum Jahre 1828, wo bei der Erbteilung der gotha-altenburgischen Lande es an Meiningen fiel und damit aufhörte, Mittelpunkt des Landes und Residenz des Fürsten zu sein. Wie zum Ersatz dafür verlegte in demselben Jahre Joseph Meyer sein Bibliographisches Institut nach Hildburghausen, welches nunmehr den Namen in alle Welt trug und am Ende eine solche Ausdehnung gewann, daß es im Jahre 1874 nach Leipzig verpflanzt werden mußte. Ein andres erfreuliches Lebenszeichen Hildburghausens ist die vom Oberkonsistorialrath H. V. Konne gegründete Dorfzeitung, welche wenigstens zur Zeit ihrer Blüte mit Recht als das Muster eines politischen Volksblattes betrachtet worden ist.

Auch Schleusingen ist, wie wir bereits wissen, eine Hauptstadt und Residenz gewesen, die Residenz der Grafen von Henneberg, und wenn das Residenzschloß in Hildburghausen zur Kaserne geworden ist, so ist die Bertholdsburg in Schleusingen in den Sitz eines preußischen Landrats umgewandelt. Denn Schleusingen, das von den Hennebergern an Kurachsen gefallen war, kam 1815 an Preußen und wurde ein Kreis des Regierungsbezirks Erfurt. Auch das Rathaus der Stadt ist ursprünglich ein gräflich hennebergischer Bau, der Witwensitz der letzten Gräfin. Und es gibt der Spuren geschwundener Größe noch mehr, aber der Rückblick auf diese Vergangenheit hat der Stadt den freundlichen Frohsinn nicht rauben können, der den Fremden schon beim Eintritt als herrschender Eindruck empfängt. Die Umgebung ist eines so freundlichen Mittelpunktes würdig, denn die Schleuse, der bedeutendste Nebenfluß der Werra, nimmt hier mehrere Zuflüsse auf, deren Thäler den Einblick in das vorliegende Gebirge erschließen, während die Gewässer selbst mit ihrem Mühlenbetrieb und ihrer Flößerei für die Staffierung der Landschaft sorgen.

Suhl liegt schon höher im Gebirge, trägt aber denselben freundlichen Charakter. Die Mächtigkeit des Gebirges wird aufgewogen durch die Wiesen des Lauterthales und durch den reizenden Blick auf die Stadt, wie man ihn am schönsten vom Ottilienstein aus hat. Suhl ist bekannt durch seine Gewehrfabriken, ja es hat eine Zeit gehabt, wo man es die Waffenschmiede oder das Zeughaus von Deutschland nannte. Das ist die geschichtliche Größe, die Suhl gehabt und die es verloren hat, als Dreyses das Büdnadelgewehr erfand, und der preußische Staat zur Wahrung des Geheimnisses die Gewehrfabrikation in

die eigne Hand nahm. Trotzdem blüht die Fabrikation in Suhl fort, wenn sie auch mehr auf das Jagdgewehr beschränkt ist, und die Stadt blüht mit ihr zur Freude aller, die einmal ihre Freundlichkeit empfunden haben.

Wenn ich endlich an dieser Stelle auch die Feste Koburg erwähne, so geschieht das nicht, weil ich sie zum Thüringer Wald und zur Thüringer Hochebene rechnet, sondern weil sie sozusagen bedeutend hineinragt in den Gesichtskreis des Thüringer Waldes und in die Geschichte des Thüringer Volkes. Selbst die sächsischen Fürsten, welche um die Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Vermählung Friedrichs des Ernsthaften mit einer hennebergischen Gräfin das Ländchen an sich brachten, nannten es „unsre Pflanze in Franken“.



Die Feste Koburg.

Und in der Bevölkerung scheint die Erinnerung nicht ganz erloschen zu sein, daß sie einst zu dem Kern des Deutschen Reiches, d. h. zu dem ursprünglich herrschenden Stamme gehört hat; denn sie soll geneigt sein, sich als „stolze Franken“ von den thüringischen Staatsangehörigen zu unterscheiden. Dagegen haben zu ihren sächsischen Fürsten die Koburger immer treu gestanden. Nur nach dem sächsischen Bruderkriege in der Mitte des 15. Jahrhunderts mußte dem widerspenstigen Apitz von Bixthum die Feste Koburg nebst zwei andern Burgen mit Gewalt wieder entrisen werden.

Seit der Reformation war Koburg die südliche Warte des sächsischen Protestantismus. So erscheint uns die Feste namentlich zur Zeit des großen Augsburger Reichstages im Jahre 1530, als Johann der Beständige Luther

dorthin gebracht hatte, damit er dem Reichstage so nahe wie möglich, doch in Sicherheit sei. Und in der That war die Feste Koburg nicht eine Burg gewöhnlichen Schlages, sondern eine Festung, die hoch auf einem Bergvorsprunge gelegen und mit dreifacher Ringmauer, mit Bastionen und Thürmen versehen, jener Zeit schier für uneinnehmbar gelten konnte. Selbst Wallenstein vermochte im Jahre 1632 das „Nest“ dem schwedischen Obersten Taupadel nicht zu entreißen, obwohl es ebensowenig wie Stralsund mit Ketten an den Himmel geschlossen war. Erst im folgenden Jahre ist es, aber durch List, von den Kaiserlichen genommen worden. Freilich unsrer gegenwärtigen Kriegskunst gegenüber kann es nur für ein Werk der Pietät gelten, wenn die letzten Herzöge von Koburg die Feste wiederhergestellt haben. Sie soll als ein historisches Kleinod der Nachwelt erhalten bleiben.

Unstreitig war es ein großer historischer Moment, als Luther auf die Feste Koburg in Sicherheit gebracht war, während sich die religiöse Frage auf dem Reichstage entscheiden sollte. Es war das zweite Mal, daß der Gottesmann von seinem Fürsten so geborgen wurde, und diese landesväterliche Fürsorge thut dem Betrachter gar wohl. Luther freilich war nicht zufrieden, von den schwedenden Entscheidungen so ausgeschlossen zu sein, aber er entschädigte sich durch fleißige Arbeit, besonders an den Psalmen, und wußte auch in der Welt fortzuwirken durch unzählige Briefe, die er aussandte, und durch das gewaltige Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, durch das er seinen todesmutigen Glauben auf die Seinen übertrug. Und wie er auf der Wartburg durch ritterliche Tracht und ritterliche Lebensweise nicht losgerissen werden konnte von den ihn beherrschenden theologischen Vorstellungen, so war er auch hier mit seinen Gedanken so in Augsburg gegenwärtig, daß er in den geschwätzigen Dohlschwärmen auf seiner Feste den beratenden Reichstag sah.

Auch bei Johann Friedrichs Rückkehr aus der kaiserlichen Gefangenschaft erscheint Koburg als der südliche Vorposten des sächsischen Protestantismus. Wir haben oben gesehen, wie in Koburg der glückselige Triumphzug begann, mit dem der glaubenstreue Fürst heimkehrte.

Eine Beschreibung der Feste und der in ihr gesammelten historischen Reliquien ist unfruchtbar für den Schreiber wie für den Leser. Wer Sinn hat für die deutsche Vergangenheit, der steige selbst hinauf, und die Räume, von denen ein bis in unsre Zeit hochbedeutungsvolles Fürstengeschlecht ausgegangen ist, werden sich ihm wunderbar beleben. In dem Luther- und im Reformatorenzimmer, vor dem Schwert Johanns des Beständigen, das er auf dem Augsburger Reichstage trug, vor dem Beil, damit Grumbach gevierteilt wurde, vor der Rüstung Bernhards von Weimar, kurz, überall wird die Geschichte hinter ihm stehen, wird ihn an die Schulter rühren und fragen: Weißt du noch, wie das so groß und schön, oder so graus und schrecklich war? Denn durch die Geschichte sind wir gegenwärtig auch in der Vergangenheit.